

## Liebe Leserinnen und Leser,

heute schwere Kost. Ein Text aus dem Jahr 1926. Hans Natonek macht sich Gedanken zur schnelllebigen Zeit vor 100 Jahren. Glauben Sie ja nicht, damals sei alles ruhig und geruhsam abgelaufen. Die Hektik gab's schon bei Kain und Abel; Mord, Totschlag, Vertreibung – das war nicht idyllisch. Auch in den *Goldenen Zwanzigern* des vergangenen Jahrhunderts war es nicht leicht, zur Ruhe zu kommen.

Ich hab natürlich gleich Natoneks Feststellungen mit unserer heutigen Zeit verglichen. Wer weiß denn heute, was Müßiggang ist? Oder *dolce far niente*; das können Sie googeln.

Ist heute jemand mit dem Talent zur Faulheit begnadet? Wir haben längst gemerkt, dass wir in jeder Sekunde des Tages aufmerksam und aktiv sein müssen.

Sind Sie in der vergangenen Woche einmal zu sich gekommen? Sollten Sie aber, wenn Sie ihre Tugenden erkennen wollen.

• Ich hoffe, Sie mögen diese Seite.

Dann lesen Sie jede Woche etwas Neues aus der alten Zeit.

Ihre Pia Pichterich

---

## Die Zeit unter der Zeitlupe Hans Natonek im Jahr 1926

**A**us zeitfressendem Betrieb jäh in Ferienstille geris-sen, weiß man zunächst nichts mit sich anzufangen. Der Prozess des Zu-sich-selbst-Kommens gerät wider-spenstig ins Stocken, als wolle er sagen: Ich lasse mich nicht kommandieren, und jetzt gerade nicht, da du darauf wartest; das ganze Jahr weißt du von dir nichts, und just in diesen vier Wochen willst du zu dir kommen und nimmst zu diesem Zweck eine Schnellzugkarte. Aber dein Ich ist keine D-Zugstation, und kein Reisebüro kann dir den zart-komplizierten Weg dahin weisen.

Da es sich schmerzlich zeigt, dass man nicht zu sich kommen kann, schlägt man trotzig die entgegengesetzte Route ein; so weit wie möglich weg von sich selbst.

Das ganze Jahr hat man weder sich, noch Zeit. Nun präsentiert sich beides in opulenter Fülle: Bitte, bedienen Sie sich! Man lächelt verlegen; man möchte sich schon recht gern bedienen. Aber wie macht man das? Wie bedient man sich seines Ichs? Wie der Zeit? Man hat beides verlernt. Das ganze Jahr hat man nie, nie das, was man jetzt in Hülle und Fülle hat: Zeit. Ja, es ist das eigentliche Merkmal der Zeit, keine zu haben. Der Wirbel der Geschäftigkeit lässt Monate, Jahre wie nichts zwischen den Fingern zerfließen. Die Zeitung frisst nicht nur Wälder, sie verschluckt auch die Zeit; sie verschluckt auch die, die im Bereich der zerfressenden Rotationsmaschine leben.

Nun steh' ich erstaunt einem Ablauf gegenüber, der beinahe Stillstand ist. Aus dem atemlosen Zeitraffer wurde der märchenhafte Zeitlupen-Schwebezustand. Welch ein Wunder! Die Minuten haben Gewicht, sind erkennbare Größen, und selbst die Sekunden ticken gemächlich. Man sieht die einzelnen Phasen einer Stunde, und alles, was sich in ihr begibt, innen wie außen, ist zu fixieren. Sein und Bewegung aller Dinge verlangsamen sich, sie flitzen nicht mehr vorüber, gesichtslose Schatten, sondern sie schweben mit seltsamem Pathos, gewichtig und doch

schwerelos wie ein Zeitlupenfilm, und all und jedes gibt sein Gesicht dir dar.

Ein Bach rauscht. Sein Rauschen ohne Anfang und Ende ist die Gehör gewordene Zeitlosigkeit. Wann hätte man je im Jahr Aug' und Ohr für den stillen Atem der Dinge? Die Wipfel im endlosen Sommerhauch; der gemächliche Zug der Wolken ohne Herkunft und Ziel; das Kind, das sich Tag um Tag in die Müdigkeit des Abends hineinspielt, ohne Bewusstsein, dass die Pranke der Zeit schon zum Schlage ausholt.

Die Zeitlupe der Zeit ist zugleich das Mikroskop für die Winzigkeiten, die sich in ihr begeben. Das Gras wachsen zu hören – das ist keineswegs ein so unmöglicher Zustand, wie das Sprachbild es hinstellt. Wir sind nur so entartet, dass die natürliche, stille Form unseres Seins und Sehens uns wie eine widernatürliche Ausnahme vorkommt. Nicht die Zeitlupe, der Zeitraffer ist unser Augenmaß. Jene nur Ferienspielerei, diese aber Schicksalsgesetz unseres Arbeitslebens. Vier Wochen leben wir zeitlos in den Tag hinein, den kärglichen Rest des Jahres aber aus der Zeit hinaus.

So muss der Ameise sein, die plötzlich in den Ruhestand versetzt wurde. Was fängt man nur mit der vielen Zeit an, mit dem Müßiggang, mit sich selbst? Man hat das alles verlernt. Das Nichtstun ist gar nicht so einfach, wie die mit dem wundervollen Talent der Faulheit Begnadeten es sich vorstellen. Es gibt keine schlimmere Ferienttäuschung als die Entdeckung, dass man zum Müßiggang, zu jenem viel berufenen *dolce far niente* unfähig ist.

Es ist nicht wahr, dass der Müßige die Zeit totschießt; der Geschäftige tut es.

Analyse des Fleißes: Menschen, die immer etwas tun müssen, haben irgendwo ein Vakuum, einen Leerlauf-Defekt. Analyse des Müßigganges: inwendige und unbelegte Fülle, die höchster Tugenden Anfang sein kann.